

Als der wegen seiner Teilnahme an der Revolution steckbrieflich gesuchte Richard Wagner 1849 aus Dresden fliehen mußte, fand er in der Schweiz Asyl und begegnete jener Frau, der er entscheidende Schaffensimpulse verdankte, jedenfalls zu „Tristan und Isolde“ und „Die Meistersinger von Nürnberg“: Mathilde Wesendonk. Während seines Züricher Asyls hatte Wagner Freundschaft mit dem vermögenden Kaufmann Otto Wesendonk und seiner dreizehn Jahre jüngeren Frau geschlossen. Den Hauptwunsch des Komponisten, eine ruhige Wohnung für sich allein als Stätte ungestörter Arbeit zu gewinnen, erfüllte Otto Wesendonk, der ihm im Februar 1857 ein kleines Landhaus neben seiner Villa mit Ausblick auf See und Gebirge, das „Asyl auf dem grünen Hügel“, einräumte. Im August 1857 bezogen die Wesendonks ihr Haus neben Wagners „Asyl“, so daß nun der Meister und Mathilde Wesendonk in engster Nachbarschaft lebten. Die zunächst nur freundschaftlichen Bindungen zu dieser schwärmerisch veranlagten, künstlerisch tief empfindenden Frau verwandelten sich bald in eine leidenschaftliche Liebe, die jedoch nach harten inneren Kämpfen in schmerzlicher Resignation ausklingen mußte. In einem Brief an seine Schwester Kläre vom 20. August 1858 berichtete Wagner über sein Verhältnis zu Mathilde Wesendonk: „Was mich seit sechs Jahren erhalten, getröstet und namentlich auch gestärkt hat, an Minnas Seite (seiner ersten Frau) trotz der enormen Differenzen unseres Charakters und Wesens, auszuhalten, ist die Liebe jener jungen Frau, die mir anfangs und lange zagend, zweifelnd, zögernd und schüchtern, dann aber immer bestimmter und sicherer sich näherte. Da zwischen uns nie von einer Vereinigung die Rede sein konnte, gewann unsere tiefe Neigung den traurig wehmütigen Charakter, der alles Gemeine und Niedere fernhält und nur in dem Wohlergehen des anderen den Quell der Freude erkennt. Sie hat seit der Zeit unserer ersten Bekanntschaft die unermüdlichste und feinfühndste Sorge für mich getragen und alles, was mein Leben erleichtern konnte, auf die mutigste Weise ihrem Manne abgewonnen... Und diese Liebe, die stets unausgesprochen zwischen uns blieb, mußte sich endlich auch offen enthüllen, als ich vorm Jahre den „Tristan“ dichtete und ihr gab... Doch wir erkannten sogleich, daß an eine Vereinigung zwischen uns nie gedacht werden dürfte: somit resignierten wir, jedem selbstsüchtigen Wunsche entsagend, litten, duldeten, aber – liebten uns!“

Und in den „Erinnerungen“ Mathilde Wesendonks lesen wir folgendes: „Die in Zürich verlebten Jahre waren für Wagner eine Zeit der Sammlung, der Arbeit und der inneren Abklärung, die nicht weggedacht werden kann, ohne den Faden seiner Entwicklung gewaltsam zu zerreißen. Er war ein anderer als er kam und da er ging!... Er liebte sein Asyl, wie er sein neues Heim in der Enge bei Zürich nannte. Mit Schmerz und Trauer hat er es verlassen – freiwillig verlassen! Warum? Müßige Frage! Wir haben aus dieser Zeit das Werk: Tristan und Isolde! Der Rest ist Schweigen und Sichneigen in Ehrfurcht!“

In den Monaten Dezember 1857 bis Mai 1858 schrieb Mathilde Wesendonk die „Fünf Gedichte“, die Wagner spontan vertonte. Zwei dieser Lieder, „Die Träume“ und „Im Treibhaus“, sind eng mit der „Tristan“-Musik verbunden: aus den „Träumen“ erwuchs der Zwiegesang im zweiten Akt „O sink hernieder, Nacht der Liebe“, aus dem „Treibhaus“ wurde ein Jahr später das Vorspiel zum dritten Aufzug. Als einziges der im Original klavierbegleiteten Gesänge orchestrierte der Komponist die „Träume“ (die in unserer Aufführung benützte Orchesterfassung stammt von dem Wagner-Dirigenten Felix Mottl). Mathilde Wesendonks feinsinnig empfundene, sehnsüchtig-schwärmerische, ja nachdenklich-schwermütige Verse atmen in der Vertonung Wagners die ganze „Tristan“-Atmosphäre mit ihrer musikalischen Ausdruckserweiterung, der schwebenden Chromatik und Tonartenverschleierung, die der Musik den Charakter eines ruhelosen Drängens und Strömens verleihen. „Die Sensibilität dieser neuen musi-

kalischen Sprache ermöglicht die Nachzeichnung feinsten seelischer Vorgänge. Die sich anbahnende Auflösung tonaler Bindungen in der musikalischen Ordnung wird zum sinnvollen Ausdruck des schließlich doch in Resignation endenden, leidenschaftlichen Liebeserlebens Wagners erhoben“ (J. Beythien).

Der Engel

In der Kindheit frühen Tagen
hört ich oft von Engeln sagen,
die des Himmels hehre Wanne
tauschen mit der Erden Sonne,
daß, wo bang ein Herz in Sorgen
schmachtet vor der Welt verborgen,
daß, wo still es will verbluten
und vergehn in Tränenfluten,
daß, wo brünstig sein Gebet
einzig um Erlösung flieht,
da der Engel niederschwebt
und es sanft gen Himmel hebt.
Ja, es stieg auch mir ein Engel nieder,
und auf leuchtendem Gefieder
führte er fernem jedem Schmerz
meinen Geist nun himmelwärts!

Stehe still!

Sausendes, brausendes Rad der Zeit,
Messer du der Ewigkeit;
leuchtende Sphären im weiten All,
die ihr umringt den Waltenball;
unewige Schöpfung, halte doch ein,
genug des Werdens, laß mich sein!
Halte an dich, zeugende Kraft,
Urgedanke, der ewig schafft!
Hemme den Atem, stille den Drang,
schweige nur eine Sekunde lang!
Schwellende Pulse, fesselt den Schlag;
ende des Willens wär'ger Tag!
Daß in selig süßem Vergessen
ich mög' alle Wunden erlassen!
Wenn Aug' in Auge wönig trinken,
Seele ganz in Seele versinken;
Wesen in Wesen sich wiederfindet,
und alles Hoffens Ende sich kündigt;
die Lippe verstummt in staunendem Schweigen,
keinen Wunsch mehr will das Inn're zeugen;
erkennt der Mensch das Ew'ge Spur-
und löst dein Rätsel, heil'ge Natur!

Im Treibhaus

Hadigewölbte Blätterkronen,
Baldachine von Smaragd,
Kinder ihr aus fernem Zonen
saget mir warum ihr klagt?
Schweigend neiget ihr die Zweige,
malet Zeichen in die Luft,
und der Leiden stummer Zeuge –
steigt aufwärts süßer Duft.
Weit in sehndem Verlangen
breitet ihr die Arme aus!

und umschlinget wahnbefangen
die Leere, nicht'gen Graus.
Wohl, ich weiß es, arme Pflanze:
ein Geschick teilen wir,
ob umstrahlt von Licht und Glanze,
unsre Heimat ist nicht hier!
Und wie froh die Sonne scheidet
von des Tages leerem Scheit,
hüllet der, der wahrhaft leidet,
sich in Schweigens Dunkel ein.
Stille wird's, ein süßelnd Weben
füllt bang den dunklen Raum:
Schwere Tropfen seh' ich schweben
an der Blätter grünem Saum.

Schmerzen

Sonne, weinest jeden Abend
dir die schönen Augen rot,
wenn im Meeresspiegel badend
dich erreicht der frühe Tod;
doch erhebt in alter Pracht,
Glorie der düstern Welt,
du am Morgen neu erwacht
wie ein stolzer Siegesheld!
Ach, wie sollte ich da klagen,
wie, mein Herz, so schwer dich sehn,
muß die Sonne selbst verzagen,
muß die Sonne untergeh'n!
Und gebietet Tod nur Leben,
geben Schmerzen Wonne nur:
O wie dank ich, daß gegeben
solche Schmerzen mir Natur.

Träume

Sag, welche wunderbare Träume
halten meinen Sinn umfängen,
daß sie nicht wie leere Schäume
sind in ädes Nichts vergangen?
Träume, die in jeder Stunde
jedem Tage schöner blühn
und mit ihrer Himmelskunde
selig durchs Gemüte ziehn?
Träume, die wie hehre Strahlen
in die Seele sich versenken,
dort ein ewig Bild zu malen:
Allvergessen, Eingedenken!
Träume, wie wenn Frühlingssonne
aus dem Schnee die Blüten küßt,
daß zu nie geahnter Wonne
sie der neue Tag begrüßt,
daß sie wachsen, daß sie blühen,
träumend spenden ihren Duft,
sanft an deiner Brust verflühen
und dann sinken in die Gruft.

Nach Beendigung der „Sinfonie der Tausend“, der 8. Sinfonie, schuf Gustav Mahler im Sommer des Jahres 1908 sein „Lied von der Erde“. Der Komponist bezog dieses als „Sinfonie für eine Tenor- und eine Altstimme mit Orchester“ bezeichnete Werk aus einer gewissen abergläubischen Angst vor der schicksalhaft-verhängnisvollen „Neunten“ heraus numerierungsmäßig nicht in die Reihe seiner Sinfonien ein, obwohl er den großen, sechsteilig angelegten